

Joachim B. Schmidt

Tell

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Design von Rahel Bünter
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
250/22/44/1
ISBN 978 3 257 07200 6

*Für meine Mutter
und meinen Vater
in Dankbarkeit*

Esa karskr maðr,
sás köggla berr
frænda hrørs
af fletjum niðr.

Kein heiter Mensch,
der Gebeine trägt
eines verfallen Verwandten
zu Grabe nieder.

Aus »Sonatorrek; Söhne-Verlust«, ein Gedicht der rund 800-jährigen Egilssaga, die dem Isländer Snorri Sturluson (1179–1241) zugeschrieben wird. Sowohl seine Autorschaft, als auch die Möglichkeit, dass der Wikinger Egill Skallagrímsson, Held der Saga, das Gedicht um 960 n. Chr. selbst verfasst haben könnte, sind jedoch umstritten.

Kapitel 1

»Der Mensch ist nichts weiter
als eine Heuschrecke.«

Hedwig

Mitten auf der Wiese hockt ein Bär. Er hat mich längst bemerkt, sitzt womöglich schon seit einer Weile da, hat mir in aller Seelenruhe zugeschaut, wie ich den Nachtopf neben der Hütte ausgeschüttet habe. Jetzt reckt er die Nase in die Luft und schnuppert. Ich bleibe reglos stehen, während sich der Bodenfrost unter meine Kleider schleicht.

Es ist still im Tal. Selbst das Rauschen des Baches ist verhalten. Vielleicht hat sich in der Nacht eine Eisschicht auf dem Wasser gebildet. Der Bär kratzt sich hinterm Ohr, sieht eigentlich nicht so aus, als wäre er gefährlich. Und doch sitzt mir die Angst genau wie die Kälte in den Gliedern. Ich bleibe einfach stehen.

Jetzt schaut er zum Stall, schnuppert wieder, scheint etwas zu riechen, das ihn interessiert. Die Hühner, die Kühe!, schießt es mir durch den Kopf, und dann bemerke ich Wilhelm, der wie versteinert an die Stallmauer gelehnt steht. Er hat seine Armbrust auf den Bären gerichtet.

Ich will nein rufen, denn ich fürchte, dass uns der Bär angreifen könnte, wenn ihn Wilhelm nicht tödlich trifft. So ein Tier erlegt man schließlich nicht mit einem einzigen Bolzen. Vielleicht ist der Bär gar kein Bär, sondern ein verzauberter Mensch. Wie in den Geschichten. Doch das Fleisch und das Fell könnten wir gut gebrauchen, das schon. Und

für die Tatzen bekämen wir auf dem Markt bestimmt einen ganzen Sack voll Mehl. Darum sage ich nichts.

Plötzlich fliegt die Haustür neben mir auf. Meine Mutter kommt im Nachthemd ins Freie gestürmt und marschiert beherzt auf den Bären zu. Sie steckt noch immer in ihr, die unerschrockene Aloisa, die uns Verrecken nicht will, dass man sie Großmutter nennt. In jeder Hand hält sie einen Kochtopf, und diese Töpfe schlägt sie nun so fest aneinander, dass sogar ich zusammenzucke. Dazu gibt sie bellende Rufe von sich.

»Hep, hep, hep!«

Das zeigt Wirkung. Der Bär springt erschrocken auf die Füße und rennt davon. Zugleich zieht Wilhelm am Abzug, und mein Herz verliert den Rhythmus. Die Armbrust schnalzt, doch der Bolzen ist nur ein schneller Schatten, zu schnell für mein Auge. Entweder ist er geräuschlos in das dicke Fell gefahren oder hat das Tier gänzlich verfehlt. Egal. Der Bär sucht das Weite, rennt über die Wiese, patscht durch den Bach und verschwindet im Wald. Von da hört man noch das Knacken von Ästen, die Wipfel der kleinen Tannen schwanken hin und her, dann ist es wieder still.

Ich schaue gebannt auf den Waldrand und lausche. Mein Herz rast. Mutter hält die Töpfe noch immer erhoben, als warte sie nur darauf, sich dem Bären erneut zu stellen. Wilhelm bebzt, wirft uns einen wütenden Blick zu, aber er sagt kein Wort. Er wendet sich ab und verschwindet im Stall. Mutter schüttelt den Kopf.

»Dieser Draufgänger«, knurrt sie.

Aus dem Stall hören wir ihn brüllen:

»Walter, komm!«

Walter

Im Gatterwald geht mir die Luft aus. Ich hasse diesen steilen Hang. An meinen Beinen liegt's nicht, die würden mich sogar bis auf den Engelberg tragen. Aber am Schnauf. Jeder Atemzug sticht in der Brust, schnürt mir den Hals zu. Vater geht noch schneller als zuvor, nimmt mein Japsen gar nicht wahr. Er strebt durch den Wald, klettert der Fluh entlang, hüpf't von Stein zu Stein, eilt mit langen Schritten über die Alpwiese, auf der er die Ziegen mit einer mürrischen Handbewegung auseinanderscheucht. Dann wieder bleibt er plötzlich stehen, schaut sich um, lauscht, hält den Atem an. Und geht weiter.

Die Fährte des Bären haben wir schon im Stäfeli verloren, eigentlich hätten wir gleich wieder umkehren können. Oder weiß Vater, wohin der Bär geflohen ist? Weiß er, wie ein Bär denkt? Ich stolpere ihm keuchend hinterher, schaue zu Boden, Schritt für Schritt für Schritt.

Die Gossalp umgehen wir in weitem Bogen. Tobler bemerkt uns trotzdem. Er tritt vor die Hütte, stemmt die Hände in die Seite und schaut uns scharf hinterher. Grosi Marie sagt, dass Tobler gute Augen habe. Er könne seine Viecher von der Hütte aus zählen. Wieso also fragen wir nicht ihn, ob er den Bären gesehen hat?

Aber Vater schaut stur nach vorn, will weder Tobler

noch meinen keuchenden Atem bemerken. Grosi Marie sagt, dass Menschen in den Felsen nichts zu suchen haben. Wo kein Kraut wächst, hat der Teufel seinen Fußabdruck hinterlassen.

Wenn ich einmal groß bin, bleibe ich unten im Tal. Und zwar immer.

Tobler

Querulant. Hetzt er wieder über meine Wiesen, dieser. Die Ziegen macht mir der Tell noch ganz verrückt. Aufwärts will er, immer aufwärts, wie ein glühender Funke überm Feuer. Und er weiß ganz genau, dass ich ihn längst bemerkt habe. Aber glaubst du, er würde sich zu mir umdrehen? Meine wenige Existenz bezeugen? Vergiss es. Für diesen Hartschädel gibt es nur ihn selbst und niemanden sonst. Sogar als ich ihn aus dem Schnee hinterm Miststock gegraben und am Feuer wieder lebendig gemacht habe, hat er sich nicht bedankt. Kein Wort. Noch heute nicht. Als wär's eine Selbstverständlichkeit gewesen. Ganz friedlich hat er im Schnee gelegen, fast so, als wolle er ein Nickerchen machen. Das Aufwachen ist ihm schwergefallen, Teufel, der ist schon fast rüber gewesen. Gekrümmt und kraftlos hat er an meinem Feuer gesessen und sich nur unwillig zurück zu den Lebenden gesellt. Vielleicht will man gar nicht zurück, wenn man schon so nah am Totsein ist. Dann ist er einfach gegangen, hat mich nicht einmal angeschaut, obwohl seine Hände noch immer so steif von der Kälte gewesen sind, dass er die Tür nicht aufgebracht hat. Helfen habe ich ihm müssen! Und ihm dann hinterhergeschaut, stumm wie ein geschnitzter Stöpsel.

Ziemlich genau elf Jahre ist's her. Ein grässlicher Herbst.

Sein Bruder ist längst nicht der Einzige, der seinerzeit vom Herrgott zu sich gerufen worden ist. Der Isentalerbach hat den ganzen Eyrihof mitsamt seiner Kapelle in den Urnersee gespült. Für eine Weile hat man sie noch auf dem See treiben sehen. Drüben hat das Sankt-Lazarus-Kloster in einer riesigen, knietiefen Pfütze gestanden. Da hat wohl alles Beten nichts geholfen. Etwas Unchristliches muss sich da oben in den Felsen zugetragen haben. Vielleicht ist es den Eishexen oder sogar Tell selbst zu verschulden.

Wenigstens hat er heute nicht die Axt dabei, dieser Troll. Wenn er sich noch einmal an meinem Bannwald vergreift, dann ... Ach, was wollte ich denn. Tell hört auf nichts und niemanden, schon gar nicht auf mich. Aber wieso diese Hast? Das nähme mich wunder. Ist der Mann auf der Flucht? Glaubst du etwa, der erste Wintersturm lauert schon hinter den Felsen, um übers Tal hinwegzufegen? Wie damals vor elf Jahren.

Seine Armbrust trägt er auf dem Rücken, ich seh's genau. Ach was, Tell ist nicht auf der Flucht. Er ist auf der Jagd, nichts weiter. Vielleicht wartet da oben ein Wolfsrudel auf ihn, oder ein Bär. Er wird in den Felsen sein Ende finden wie sein Bruder damals. Wenn nur nicht sein Sohn dabei wäre. An Walter ist nichts auszusetzen, ein tüchtiger Bub, aufrichtig, wenn auch ernst. Er hat das Zeug dazu, eines Tages den Tellhof zu übernehmen. Aber auf ein freundliches Lächeln wartet man auch bei ihm vergebens. Sein Vater, dieses Rindvieh, hat ihm wahrscheinlich die Lebensfreude aus dem Leib geprügelt und ihm dafür alle Sorgen aufgeschultert. Ein Sturschädel ist's! Sakrament.

Walter

Im Bösenboden kommen wir nur mühsam voran. Wenn der Bär hier oben wäre, hätten wir ihn längst bemerken müssen. Auf einem bemoosten Stein rutsche ich aus und schlage mir das Schienbein wund, lasse mich stumm auf den Hintern fallen und beiße die Zähne zusammen. Blut quillt aus der Wunde und rinnt auf meinen Fußrücken. Vater bleibt stehen und wirft mir einen Blick zu.

»Tölpel«, murt er und geht weiter.

Mein Blick verschwimmt. Ich rapple mich auf und hinke meinem Vater hinterher. Die dummen Tränen. In der Herbstsonne wird das Blut schnell dick und schwarz. Es schmerzt nicht mehr so, und bald hole ich Vater wieder ein.

Er dreht sich um und schaut über mich hinweg auf den Talkessel hinab, kneift die Augen zusammen, atmet ruhig, als sei er nicht eben erst einen halben Berg hochgestiegen. Ich lasse mich erschöpft auf die Steine fallen. Meine Hände zittern, meine Lippen sind trocken. Die Wundstelle am Schienbein pocht, schmerzt aber nicht. Ich weiß, wieso Vater stehen geblieben ist. Wenn wir von hier aus noch ein paar Schritte weitergehen, können wir unseren Hof nicht mehr sehen. Aber noch ist er zu erkennen, auch wenn es nur ein brauner Punkt auf dem Talboden ist, da, wo mein Urgroßvater vor hundert oder tausend Jahren eine Lich-

tung in den Wald geschlagen hat. So zumindest erzählt es Grosi Marie. Ich folge mit meinem Blick dem Bachlauf aufwärts, versuche zu erkennen, wo genau unser Bach anfängt, doch es ist unmöglich festzustellen. Es müssen mehrere kleine Rinnsale sein, die den Firnen entspringen. Mein Bruder treibt sich da unten bestimmt im Stall rum, gräbt sich ins Heu, bis sein brauner Schopf nicht mehr zu sehen ist. Dabei hat ihm Vater aufgetragen, bei den Kühen auszumisten. Nur mein Bruder kann sich erlauben, ihm nicht zu gehorchen. Er ist dafür auch noch nie verprügelt worden.

Aloisa ruht sich nach der ganzen Aufregung bestimmt aus, und Grosi Marie ist vielleicht bei den Hühnern oder sitzt auf der Bank vor dem Haus und sonnt sich in den letzten Strahlen des Herbstes. Manchmal nimmt sie ihr Kopftuch ab und streicht sich mit steifer Hand über den Schopf. Ich glaube, man könnte ihre Haare zählen.

Meine kleine Schwester Lotta liegt in der Krippe und schläft oder wird gerade von meiner Mutter gestillt. Wie gerne wäre ich bei ihr. Es gibt nichts Lustigeres, als wenn mein Schwesterchen an meinem Finger saugt und Schmatzgeräusche macht, dann zu strampeln beginnt und meine Hand wütend wegstößt, weil sie aus meinem Finger keinen Tropfen Milch bekommt. Manchmal lege ich meine Lippen an ihren winzigen Hals und pruste laut, dass sie quietscht und zappelt. Nichts auf dieser Welt ist weicher, als –

»Weiter«, sagt Vater, dreht sich ab und sticht die Bergflanke hoch.

»Hier oben ist der Bär nicht!«, entfährt es mir, doch Vater tut so, als hätte er mich nicht gehört.

Endlich erreichen wir die Breitplanggen. Der Pfad führt

steil in die Wand, die Tritte im Felsen sind nur einen Fuß breit. Wer hat sie in den Stein gehauen? Mein Urgroßvater womöglich? Die Waldgrenze liegt nun weit unter uns. Man sieht auf die Tannen von oben herab, als segle man wie ein Adler der Felswand entlang. Ich wünschte, ich wäre so ein Adler. Vater geht jetzt langsamer, bleibt manchmal sogar stehen, greift in die Wand, sucht Halt und macht den nächsten Schritt. Ich tue es ihm gleich, Schritt für Schritt für Schritt, mache ihm jeden Handgriff und jeden Tritt auf den Felsvorsprüngen nach.

Der Berg ist erstaunlich warm. Die Herbstsonne ist kräftig hier oben. Unten im Tal ist es kälter, schattiger. Plötzlich starrt Vater vor sich auf den Boden, stampft mit dem Fuß, einmal nur, und nun bemerke auch ich das zusammengeingelte Tier, das ganz nah vor Vater auf einem Felsvorsprung liegt. Es schlängelt geschwind die Felswand hoch zu einer fingerbreiten Spalte, verschwindet so plötzlich, dass ich nicht sicher bin, wirklich eine Kreuzotter gesehen zu haben. Die sind giftig. Schade hat sie ihn nicht gebissen, die Schlange. Dann wären wir nämlich wieder umgekehrt. Aber selbst die Tiere weichen ihm aus, machen einen Bogen um ihn, als fürchten sie sich vor meinem Vater.

Er sagt kein Wort, schaut sich auch nicht nach mir um, geht einfach weiter, als wäre nichts geschehen. Als ich an dem Spalt vorbeikomme, in dem die Kreuzotter verschwunden ist, rast mein Herz, meine Handflächen werden feucht, und doch kann ich den Blick nicht abwenden. Ich habe Angst, dass die Schlange mir plötzlich ins Gesicht schnellt, doch ich bleibe stehen und starre ins Dunkel. Im Spalt ist aber nichts als die Schwärze des Berginnern.

Gessler

Heimat, fremde Heimat. Dieser rötlich schimmernde Berg erinnert mich an den Hochkönig. Wie viele Sommer habe ich als Bub an seinem Fuße verbracht? Wenn ich gewusst hätte, dass es die schönsten Sommer meines Lebens sein würden ... Jetzt bleibt mir nur dieser rote Fels, der kein Hochkönig ist, aber immerhin, ein Fels. Die Firnen, ihre weißen Hörner, und die Gletscher dieser Berggiganten sind doch immer dieselben. Nachts rumpelt es tief in ihrem Innern, gelegentlich schicken sie Schlaglawinen in die Täler. Es sind die nackten Elemente, Wasser und Stein, von Gott dem Allmächtigen erschaffen. Der Mensch ist nichts weiter als eine Heuschrecke. Und doch fühle ich mich seltsam geborgen, als gehöre ich hierhin, obwohl die Luft anders ist, härter, schneidender. In diesen Höhen sind alle Menschen auf ihr Fundamentales reduziert. Hier oben sind wir alle, selbst Könige, nur Gotteskinder. Heuschrecken.

Die tiefstehende Herbstsonne treibt mir die Tränen in die Augen. Ich wische mir flüchtig übers Gesicht. Harras bemerkt es nicht. Kann es nicht sehen. Er ist gut dreißig Schritt hinter mir, knurrend, rutschend, fluchend. Er trägt schwer an seiner Waffe, die ihm mit jedem Schritt an den Oberschenkel patscht. Dieses Schwert, das er »Durst« nennt und nie von sich legt, es bringt ihm hier oben nichts.

Aber Harras von seiner geliebten Waffe zu trennen wäre wie Wasser spalten. Dabei genügt in den Bergen ein kleines Messer, womit man sich die Blasen an den Füßen aufschneiden oder einen Wanderstock schnitzen kann. Ein Schwert ist in Anbetracht der Alpenkolosse geradezu lächerlich. Wer wollte es gegen eine herandonnernde Schneelawine ziehen oder etwa bei Steinschlag schützend über den Kopf halten? Ein Narr ist der und gehört unter Geröll und Schneemassen begraben. Denn Gott allein lässt Steine regnen, lässt Schneeflocken auf die Bergspitzen rieseln, bis sie in die Täler einfallen wie das größte Heer der Welt. Uns Heuschrecken bleibt nur die Gnade Gottes.

Ich bekreuzige mich.

Ist man in den Bergen Gott näher?

Lieber wäre ich allein unterwegs, ohne Harras und seinen »Durst«, weitab der feindseligen Bauernschar. Wenn ihre Blicke töten könnten. Dabei sind sie im Kriegshandwerk so ungeschickt, sie können nicht einmal mit einem Schwert richtig umgehen, würden sich selbst die Gliedmaßen abschlagen. Aber hier oben treiben sich keine Bauern herum. Sie fürchten sich vor diesen Giganten, den Riesen und Eishexen, die in den Felsen hocken. Ängstliche, misstrauische Kreaturen sind sie, die sich zwischen ihren Kühen und Ziegen verkriechen. Hier oben habe ich meine Ruhe.

Harras steht mir in diesem Alpenland am nächsten – und ist zugleich mein größter Feind. Aber ich fürchte mich nur unten im Tal vor ihm, in der Höhe bin ich ihm überlegen. Harras hat eine fast platte Nase und wulstige, knollige Ohren. In jungen Jahren muss er sich oft geprügelt haben. Vielleicht war er ein Preiskämpfer, vielleicht wurde er als

Bub so zugerichtet. Lieber wäre ich ohne ihn. Lieber wäre ich wieder bei Frau und Kind. Doch jetzt steht schon mein zweiter Winter fern der Heimat vor der Tür. Verschwendete Jahre.

Ich muss auf der Hut sein, denn der Weg führt steil nach unten in die Felswand. Immer ist der Abstieg gefährlicher als der Aufstieg, das habe ich schon als Bub an den Flanken des Hochkönigs gelernt. Jetzt gilt höchste Konzentration, denn ein einziger Fehltritt kann ins Verderben führen. Wenn Harras hinter mir scheppernd und brüllend die Felswand hinunterfällt, werde ich mich nicht einmal umdrehen, das nehme ich mir vor.

Mein rechter Fuß rutscht ab, ich klammere mich an der Felswand fest und schaue zurück. Harras ist zum Glück damit beschäftigt, nicht über sein Schwert zu stolpern. Seine O-Beine eignen sich nicht für Bergwanderungen, aber er ist ein guter Reiter. Unsere Pferde warten in St. Jakob. Der Hoherhabene von Emmen, der sich für eine Herbstwanderung zu vornehm dünkt, passt auf sie auf. Zwar ist er in einem dieser Täler geboren und aufgewachsen, aber er gibt sich als Adelige und versucht, seinen Dialekt zu überspielen und so zu reden wie ich. Dabei hat er noch immer Angst vor diesen Bergen, ganz wie das ansässige Bauernpack. Der Aberglaube klebt ihm wie Dreck an den Kleidern.

Harras

Vermaledeite Kraxelei! Zum Kuckuck mit diesen verzapften Wanderungen! Jetzt ist es offiziell: Hermann Gessler ist ein Schwindkopf, er hat einen Schaden und zwar einen gewaltigen.

Verdammte Felswand. Nicht runtergucken. Reiß dich zusammen. Nie wieder, sag ich! Nie wieder mach ich diesen Unfug mit. Von jetzt an kann er allein hier oben herumsteigen. Meinetwegen soll ihn ein Bär oder ein Rudel Wölfe zerfleischen. Wie gerne würde ich ihn kreischen hören! Denn *das* würde er, kreischen wie ein Mädchen. Ich würde zusehen, wie er zerfleischt würde, und ich würde lachen.

Mit seinem Vorgänger hat man wenigstens seinen Spaß gehabt. Da hat's immer genug zu futtern und prächtig was zu vögeln gegeben. Mann, wie wir gelacht haben! Saxer hat saufen und Geschichten erzählen können wie kein zweiter. Er ist ein ganzer Mann gewesen, nicht so ein Hochgeschisener. Teufel, wie haben wir geplündert! Die Leute haben gewusst, was Sache ist. Ein Aufmüpfen hat genügt, ein krummer Blick von so einem dreckigen Bauern, und schon hat sich Saxer vom Pferd geschwungen, scheinbar gelassen, aber mit teuflischem Grinsen auf der Fratze, und dann hat er seiner »gesetzgeberischen Gewalt« Genüge getan, wie er immer zu sagen pflegte, seiner »guten Christenpflicht«.

Das hat Eindruck gemacht, das hat sich herumgesprochen. Und ich bin sein Vollstrecker gewesen, treu, zuverlässig, sein engster Vertrauter und Leibwächter, ja, fast würd ich sagen, sein Freund.

Es fuchst mich noch heute, dass ich nicht dabei gewesen bin, als er sich den Kopf hat spalten lassen, dieser Deppert. Vielleicht hätte ich es verhindern und den wildgewordenen Bauern überwältigen können. Saxer nimmt sich dessen Tochter, der Vater reißt sich los, und Friesshardt träumt, ist zu blöd, um zu merken, dass man diese verfilzten Bauern nie aus den Augen lassen darf, selbst wenn sie – oder gerade *weil* sie – stumm zu Boden starren. Bis Friesshardt endlich die Gefahr erkennt, liegt der Landvogt schon mit eingeschlagenem Schädel auf dem Mädchen und macht seine letzten Zuckungen.

Saxer hat mein wahres Potential erkannt. Ich hätte das Zeug zum Anführer, Hurensohn hin oder her. Er werde dafür sorgen, dass ich in die Ränge aufgenommen werde, sobald wir uns die Wilden untertan gemacht hätten. Teufel, das hätte mir gefallen.

Doch dann schickt der König so ein Bübchen, um Saxer zu ersetzen. Es ist und bleibt mir ein Rätsel, wie Gessler zu dieser Position gekommen ist. Wegen seinem Vater? Den würd ich ja gern mal kennenlernen, mit dem könnte man sich wenigstens unterhalten. Er soll König Rudolf höchstpersönlich vom Schlachtfeld gezerrt haben, als dieser zu Dürnkrot vom Ross fällt, wie ein Käfer auf dem Rücken liegt und sich in seiner schweren Rüstung kaum noch rühren kann. Nicht zu glauben, dass Hermann Gessler der Sohn eines Helden sein soll, dieser Hasenfuß, dieser Leise-

treter und Dünnscheißer! Dass ich nicht lache! Womöglich hat der Vater gesagt: »Komm erst zurück, wenn du ein Mann bist, oder komm gar nicht!« Ha! So war's bestimmt. So will ich's mir vorstellen! Dumm nur, dass ich dafür sorgen muss, dass er's überleben wird.

Wieso eigentlich? Wieso kümmert's mich überhaupt? Wieso lass ich ihn nicht allein in den Bergen herumkraxeln? Oder soll ich ihn schubsen? Da vorne, da, über die Felskante. Jetzt gleich, heute. Dann wär's erledigt. Landvögte sind ganz einfach zu ersetzen. Gessler ist schließlich schon mein dritter. Mein Bauch sagt mir, dass er nicht mein letzter sein wird. Und doch: Ein Sturz vom Berg wäre zu gnädig für diesen Jammerlappen. Er soll den Tod kommen sehen. Am besten in der Gestalt eines stinkenden Bauern. Diesmal will ich dabei sein, wenn sich der Landvogt den Schädel spalten lässt.

Gessler

Da ist jemand. Weiter unten in der Felswand. Jemand kommt uns entgegen. Ein Mönch vielleicht, ein Gaukler auf der Flucht vor dem Winter. Will wohl über die Berge in den Süden klettern. Könnte ein Schmuggler oder ein Jäger sein. Er hat einen buschigen, schwarzglänzenden Bart, trägt keine Kopfbedeckung, es wird ein Einheimischer sein. Flink und behende klettert er, scheint jünger zu sein als er aussieht. Sowieso sind die Alpenbewohner schwer einzuschätzen. Selbst die Kinder sehen wie kleine Erwachsene aus. Er muss mich ebenfalls wahrgenommen haben, ich verstecke mich schließlich nicht, doch er steigt unverdrossen weiter. Hinter ihm klettert ein Junge, leichtfüßig und genauso flink. *Sein* Junge, das sieht man. Der Mann trägt eine Armbrust auf dem Rücken. Jäger. Ich drehe mich zu Harras um. Er klammert sich mit beiden Händen am Felsen fest, hat noch nicht bemerkt, dass wir Gesellschaft bekommen haben. Neben uns fällt die Wand steil ab. Der Pfad ist grob in den Stein geschlagen, zwei Leute kommen kaum aneinander vorbei. Ich schaue mich nach einer Stelle um, wo es sich kreuzen ließe, da steht der Bärtige plötzlich vor mir, zum Anfassen nah, und schaut auf meine Brust. Sagt kein Wort, starrt nur.

»Aufgepasst, Herr!«, ruft jetzt Harras.

Er hat den Mann endlich auch gesehen. Sein Ruf soll mich warnen und beleidigt mich doch nur. Harras wartet nur darauf, dass ich Schwäche zeige, damit er es dann herumerzählen kann. Dieser Plärrkopf. Wie kürzlich, als ich unter Verdauungsbeschwerden litt und mich plötzlich alle angrinsten.

»Mach Platz, Bauer!«, befiehlt Harras, doch der Bauer nimmt ihn gar nicht wahr, schaut nur durch mich hindurch, als sei er tief in Gedanken versunken, als warte er darauf, dass ich mich in Luft auflöse. Oder bewundert er die Stickerien in meinem Gewand?

»Wohin willst du?«, frage ich.

Der Bauer hebt den Arm und zeigt mit dem Finger an meinem Kopf vorbei, kommt meinem Gesicht unangenehm nahe. Ich weiche zurück und ärgere mich über meine Schreckhaftigkeit. Harras hätte in meiner Situation nicht mit der Wimper gezuckt. Die Hand des Bauern ist seh-nig, braun gebrannt, abgeschuftet. Fast kann ich die Arbeit riechen. Seine Augen drohen in den tiefen Augenhöhlen zu versinken. Vielleicht ist gerade deshalb ein seltsames Leuchten in ihnen auszumachen.

»Aufwärts«, gibt er zur Antwort.

»Die Jagd auf Wild ist den Bürgern von Uri verboten«, sage ich sachlich.

»Hm«, brummt der Bauer.

»Mach Platz, du Tölpel!« Harras donnert. Er versucht, so schnell er kann aufzuholen. »Weißt du denn nicht, wer dir gegenübersteht?«

Ich hebe schlichtend die Hand. Der Mann dreht sich zu seinem Sohn um.

»Lass die Herren durch, Walter«, murmelt er.

Sein Sohn macht sich dünn, klebt beinahe an der Felswand, schaut dabei ängstlich in die Ritzen im Stein. Der Vater macht es ihm gleich. Zwischen seinen Füßen ist Platz für meinen.

»Gottes Dank«, sage ich, trete vorsichtig auf die freie Stelle und halte mich an der Schulter des Bauern fest. Seine Kleidung ist fettig und stinkt nach Kuhmist. Ich halte die Luft an und Sorge mich um mein Gewand. Ich hasse den Gestank, lasse die Schulter des Bauern los und schnappe nach Luft, nicke seinem Sohn zu, der mich anstarrt, als sehe er ein Gespenst. Das Manöver gelingt. Aber meine Hände riechen nach Kuhmist. Bis zum nächsten Bach werde ich damit leben müssen. Die zwei Einheimischen, Vater und Sohn, stehen jetzt zwischen mir und Harras. Der ist wütend, verwirft die Hände, so gut er in dieser Situation eben kann.

»Die beiden haben hier oben nichts verloren! Sie sollen umkehren!«, befiehlt er. Er ist kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. Ich fühle mich überlegen.

»Hier oben entscheidet Gott, wer auf den Pfaden zugelassen ist und wer nicht!«, gebe ich zurück.

»Für solche Rede würde Sie der König in den Spielberg werfen!« Harras dampft. Jetzt ist er beim Jäger angekommen. »Und dich auch!«

Der Jäger schaut ihn kurz an, wütend, hart, aber auch besorgt und verwirrt. Es ist diese Härte der Bauern, diese stechenden Augen, die einem das Blut in den Adern gefrieren lassen.

»Richte deinen Blick gefälligst zu Boden, wenn dir ein

Königsvertreter gegenübersteht!«, brüllt ihn Harras aus voller Kehle an, doch der Jäger zeigt nicht die geringste Regung, schaut aber weg. Der Junge hingegen beginnt am ganzen Leib zu zittern.

»Harras! Konzentrieren Sie sich! Auf flachem Boden stampft es sich besser!«

Harras verstummt und klettert vorsichtig am Jäger vorbei, hält ihn mit beiden Händen fest, würde ihn mit sich in den Tod reißen, wenn das Gleichgewicht abhandenkäme. Den wimmernden Jungen packt er gar am Schopf, lässt ihn erst wieder los, als er sich an ihm vorbeigezwängt hat.

»Das wird ein Nachspiel haben, Gessler!«, droht mir Harras außer sich vor Wut.

Der Mann ist von der Höhenangst geplagt und steht neben sich. Ich will ihm verzeihen. Doch es wäre mir lieber gewesen, er hätte meinen Namen nicht erwähnt.

Walter

Diese Kleider! Was sind das nur für Farben? Nicht blau, nicht grün, aber so, wie der See manchmal ist. Nicht rot, nicht gelb, aber so, wie der Abendhimmel manchmal glüht. Habsburger. Adelige! Der Vordere hat lange blonde Haare. Sie leuchten richtig. Ob man diese Haare überhaupt spürt, wenn man sie anfasst? Der hinter ihm macht mir Angst. Er trägt ein Schwert, das ihm schwer an der Seite baumelt. Wenn es an den Felsen schlägt, klingt es wie das Bimmeln einer Geißglocke. Es muss ihm bloß einmal zwischen die Beine geraten, dann stolpert er, und es ist Schluss mit ihm.

Der Blonde klettert geschickt und sehr vorsichtig an Vater vorbei, nickt mir freundlich zu und mustert mich gar. Ich starre ihn an, obwohl das sicher verboten ist. Aber ich kann nicht anders. Seine Hände und sein Körper sind so zart, als wäre er eine junge Frau. Dann klettert er an mir vorbei, berührt mich dabei kaum, seine Haare streifen mich flüchtig. Er duftet wie Weihrauch. Und schon ist es vorbei.

Doch jetzt verliert sein Gefolgsmann hinter ihm fluchend die Beherrschung. Er stinkt nach Schweiß und Wein. Als er vor mir steht, packt er mich an den Haaren, dass ich fast den Halt verliere, doch dann lässt er los und eilt seinem Herrn hinterher. Er ruft ihn »Gessler« – diesen Namen habe ich schon mal gehört! Er ist der Landvogt!

Vater kümmert das nicht. Er schaut in die Felsen, wischt sich den Schweiß aus den Augen und murr:

»Weiter!«

Gessler

Vater und Sohn. Ich muss unwillkürlich an meine Frau Theresa und meine Tochter Julia denken. Ich fasse an meine Brusttasche, vergewissere mich, dass das Bündel Briefe noch immer darin steckt und während der Kletterei nicht etwa herausgefallen ist. Wenn ich sterbe, will ich diese Briefe bei mir haben. Ich habe sie so oft gelesen, dass ich sie fast auswendig kann.

Mein liebster Hermann

Ich muss dir einfach wieder schreiben, obwohl es nicht viel zu erzählen gibt. Ich frage mich tagein, tagaus, wie es dir geht. Ich Sorge mich so sehr. Gestern habe ich beim Spaziergang Soldaten gesehen, die von den Kumanen zurückgekehrt sind. Sie hatten wüste Verletzungen, waren bandagiert, und es fehlten ihnen Gliedmaßen, manche gingen mit Krücken, sie waren mager und völlig ausgezehrt, doch man gab ihnen genug Wein, um sie bald so betrunken zu machen, dass man sogar die Amputierten in die Mur werfen musste. Ein trauriger Anblick. Nicht auszudenken, was mir hätte zustoßen können, wenn uns dein Vater auf dem Spaziergang nicht begleitet hätte. Mir schien, als sei

ihnen alles Menschliche abhandengekommen. Arme Kerle.

Ich bete, dass derselbe Hermann zurückkehren wird, der mich beim Abschied so lange an sich gedrückt und sogar Tränen vergossen hat. Du hast dich dafür geschämt, für deine Tränen. Aber mich haben sie getröstet.

Um uns brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Gestern fiel der erste Schnee – viel zu früh, und darum bin ich nicht überrascht, dass er schon heute Morgen nicht mehr da war. Ich wollte ihn jedoch deiner Tochter zeigen, es war schließlich ihr erster Schnee, aber sie hatte gar keine Freude an dem weißen Pulver, und als ihr einige Schneeflocken aufs Gesicht fielen, fing sie an zu weinen, weshalb ich sie sofort wieder in die warme Stube brachte. Deine Tochter weiß, was sie will – und was sie nicht will. Sie hat einen eigenen Willen, ist damit geboren. Ist das nicht wundervoll?

Ich bleibe stehen und schaue zurück, warte, bis Harras aufholt, damit wir uns nicht aus den Augen verlieren. Er ist älter als ich, aber stämmig und bärenstark. Seit einigen Jahren ist er hier, hat aber noch beide Beine und beide Arme, ein unverwüstlicher Kerl. Ob er Kinder hat? Ob er es überhaupt wüsste?

Plötzlich verspüre ich Mitleid mit ihm. Dieser Grobian hat in seinem Leben wahrscheinlich noch nie Liebe erfahren – und wird es auch nicht. Der Teufel wird ihn holen.

Walter

Vater späht die Bergflanken ab, und ich lasse mich keuchend auf einen Stein fallen, kratze mir das getrocknete Blut vom Schienbein. Der Berg wirft seinen enormen Schatten auf uns, die Luft ist schneidend. Ein Murmeltier schlägt Alarm. Sein Pfiff echot in den Felsen. Es ist unheimlich hier oben, kalt, ohne Bäume, man sieht unendlich weit und erkennt doch nichts. Ganz unten überm See ist Nebel. So weich und flauschig sieht er aus, dass man sich hineinlegen möchte. Aber ich weiß, dass er kalt und nass ist.

Vater starrt mich gedankenverloren an. Er bemerkt nicht, dass ich zurückstarre, und so schauen wir uns eine Weile an.

Manchmal habe ich Angst vor ihm.

»Wie weit rauf müssen wir denn noch?«, frage ich mit weinerlicher Stimme und schäme mich sofort.

Vater schaut weg und blickt zum Grat hoch, gibt aber keine Antwort. Ich kann die Tränen kaum noch zurückhalten, da bemerke ich Kot zwischen den Steinen, genau neben mir. Gämsen. Die Kotkügelchen sind frisch.

Hedwig

Ich mache mir Sorgen. Hoffentlich hat sich der Bär längst davongemacht oder in seiner Höhle verkrochen. Die Berge sind gefährlich. Das weiß Wilhelm am besten, hat schließlich seinen Bruder da oben verloren. Sucht er etwa noch immer nach ihm im Geröll? Ich will gar nicht daran denken, habe für mein Leben genug geweint. Was hofft er denn zu finden, nach all diesen Jahren? Ich schaue Lotta zu, die auf dem Boden sitzt und sich nach den Knochenstücken reckt, die ihr Großvater seinerzeit in kleine Kühe und Schafe verwandelt hat, steckt sie sich in den Mund und gibt lustige Laute und Jauchzer von sich. Die Großmütter sitzen in der Herbstsonne und schwatzen. Es tut Aloisa gut, auch wenn sie es nicht zugeben würde und später über Schmerzen klagen wird, weil sie zu lange auf dem Hintern gehockt hat. Vielleicht hat ihr die Aufregung heute Morgen sogar gutgetan. Bald kommen sie ins Haus, Aloisa voran, Grosi Marie gebückt hinterher, bestimmt sind sie hungrig.

»Nicht mehr lange«, sagt Mutter beim Hereinkommen.
»Bald bleibt die Sonne ganz hinter den Bergen.«

»Sind die Buben noch immer nicht zurück?« Grosi Marie schaut sich in der dunklen Stube um.

»Nein, noch nicht«, sage ich und presse die Lippen zusammen.

»Der Bär ist doch längst über alle Berge!«, poltert Mutter. Für einmal teile ich ihre Meinung. »Hauptsache, er hat einen Grund, da oben rumzuklettern!« Sie schaut Grosi Marie vorwurfsvoll an, als wäre es ihre Schuld, dass ihr Sohn die Hofarbeit vernachlässigt.

Ihr Sohn, der nun mein Mann ist. Der immerzu eine Gewitterwolke über sich trägt. Irgendwann werde ich Grosi Marie fragen, was es damit auf sich hat. Die Stube verdunkelt sich, wenn Wilhelm sich nach einem langen Arbeitstag an den Tisch setzt und den Haferbrei löffelt. Mit uns isst er fast nie, bleibt lieber für sich. Es fällt mir schwer, eine Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Bruder festzustellen. Der ist von großer, kräftiger Statur gewesen, und doch feinfühlig. Er hat sich aufrecht gehalten, hat erzählt, hat gelacht, ist nie gerne alleine gewesen. Er hat sich mit mir über alle möglichen Dinge unterhalten, hat sich interessiert. Er hat mich wahrgenommen, und er hat mich geliebt.

Aber er lebt nicht mehr, und darum bringt es nichts, an ihn zu denken. Nun muss ich mit seinem Bruder leben. Wilhelm schaut mich nur dann an, wenn er glaubt, dass ich es nicht bemerke.

»Selbst wenn er den Bären aufspüren würde! Wie sollte er ihn dann herunterschaffen?«, schimpft Aloisa weiter. »Dass er mit dem armen Buben durch die Felsen klettern muss! Nein, wirklich. Es ist gefährlich, es ist verboten, und es ist unchristlich!«

»Was weißt *du* denn schon von Christlichkeit«, murmelt Grosi Marie und setzt sich ächzend auf einen Stuhl.

»Ich bin mit dem da oben im Reinen«, wehrt sich Aloisa. Grosi Marie wiegt den Kopf hin und her.

»Schon Wilhelms Vater und dessen Vater zuvor haben den lieben Gott in den Felsen und in den Wäldern zu finden versucht. Wer weiß denn schon, wo man Gott am nächsten ist. In der Kirche oder da oben, wo der Himmel anfängt?«

»Da oben tanzen die Eishexen!«

»So, so!«, sage ich und verberge mein Grinsen. »Wollt ihr denn Lotta Angst machen?«

Just in dem Moment kommt Willi ins Haus gelaufen und verkündet, dass er seinen Vater und seinen Bruder aus den Tannen habe kommen sehen. Ein Stein fällt mir vom Herzen. Ich schaue durch die offene Luke, sehe die Gestalten herannahen. Wilhelm, der ein totes Tier auf den Schultern trägt; Walter, der sich mit hängendem Kopf und beladen mit der Armbrust hinter seinem Vater herschleppt.

Walter

Ich kann nicht mehr. Meine Beine fühlen sich wie dünne Zweige an. Ich reiße mir die Armbrust vom Rücken, werfe sie achtlos zu Boden und betrachte sie. Ich hasse sie. Vater bleibt stumm, tut so, als hätte er es nicht bemerkt. Ich schleppe mich zum Brunnen und tauche meine Füße ins eiskalte Wasser. Die Wunden brennen, ich presse die Lippen zusammen. Verdammte Tränen. Jetzt nicht weinen. Nicht vor ihm. Doch ich kann gar nichts dagegen tun, und das macht mich nur noch wütender. Ich wische mir über die Augen, schwing mich vom Brunnenrand, humple mit nassen Füßen zum Stall und zerre die Axt aus dem Hackklotz.

Vater hat die Gämse schon an den Hinterbeinen an der Stallwand aufgehängt und ihr den Kopf abgesäbelt. Der Kopf liegt mit abgeschnittener Zunge auf der Wiese, das Blut in den Nüstern ist trocken. Ich nähere mich Vater von hinten, schaue mir dabei zu und weiß gar nicht, was ich eigentlich will. Wie es in meinem Kopf rauscht. Wie ein Bach. Ich umklammere die Axt mit beiden Händen. Sie ist leicht und geschmeidig, der Schaft schmiegt sich in meine Hand, als sei er für mich geschnitzt worden. Kürzlich, als ich Holz schlagen musste, bis meine Hände bluteten, kam mir die Axt viel schwerer vor. Vater schenkt mir keine Beachtung.

Manchmal frage ich mich, ob es mich überhaupt gibt. Ob er sich wünscht, dass es mich nicht gäbe?

Da vorne in der Wiese liegt sie noch immer, seine geliebte Armbrust. Ich gehe auf sie zu und schwinge die Axt durch die Luft, dresche auf sie ein, wieder und wieder, bis die Holzspäne durch die Luft schwirren wie Schmetterlinge.

Hedwig

Ich zerre den tobenden Wilhelm vom geschundenen Körper meines Buben. Es kostet mich alle Kraft. Als ich in Walters angstverzerrtes Gesicht blicke, zerbricht etwas in mir. Er blutet aus der Nase und hat eine Wunde unterm rechten Auge, blutet auch da. Sein Gesicht ist rotverschmiert, er wimmert. Auch Wilhelm starrt ihn jetzt verzweifelt an und macht ein Gesicht, als sei er aus einem Alptraum aufgewacht. Ich helfe Walter auf die Beine und flüchte mich mit ihm Richtung Haus. Grosi Marie kommt uns entgegen, geht schnurstracks auf Wilhelm zu und lässt Schelte auf ihn regnen. Der rappelt sich vom Boden auf und macht sich wieder an der Gämse zu schaffen, reißt ihr die Haut vom Leib und tut so, als nehme er seine Mutter gar nicht wahr. Dabei zittert er am ganzen Körper.

»Hol den Wasserkrug!«, sage ich zu Willi, der verwirrt und mit weitaufgerissenen Augen in der Küche steht. Ich will ihn beschäftigen, habe keine Zeit, ihn zu trösten.

»Was ist denn jetzt wieder passiert?« Meine Mutter kommt mühsam auf die Beine. Sie muss sich eben erst zu Lotta hingesetzt haben. »Hat sich Walter verletzt?«

»Wilhelm«, sage ich nur, denn ich bringe kein weiteres Wort raus.

Meine Mutter versteht. Sie murmelt ein paar Verwün-

schungen, schüttelt den Kopf, blickt zur Tür und wieder zu Walter, der weinend und mit hängenden Armen in der Küche steht. Blut und Speichel tropfen ihm in Fäden von den Lippen. Sein Gesicht ist so heiß, dass ich die Wärme bis tief in mein Inneres spüre. Aber ich stehe nur da und starre ihn an. Ich kann ihn nicht anfassen, kann dieses blutende Bündel nicht einmal in die Arme schließen. Willi schleppt den vollen Krug zu mir, verschüttet dabei ein wenig Wasser, doch ich stehe nur hilflos da, traue mich nicht einmal, ihm den Krug abzunehmen. Dazu fehlt mir die Kraft. Der Krug würde zu Boden fallen und zerbrechen.

Meine Mutter stößt mich beiseite.

»Lass mich machen!«, faucht sie, greift nach einem Lappen und beginnt Walter das Gesicht zu waschen.

Ich lasse mich auf einen Stuhl fallen und lege meine Hände auf den Tisch. Ich kann ihn jetzt nicht ansehen, Walter, meinen Erstgeborenen, der mir mehr bedeutet als alles in der Welt. Also betrachte ich meine Handrücken, wundere mich über die blauen und grünen Linien, die wie die Wurzeln einer Tanne auf steinigem Boden aussehen oder wie die Bäche am Hang während der Schneeschmelze. Diese Linien werden mit jedem Jahr deutlicher, und es werden mehr, doch ich glaube, sie sind schon immer da gewesen.

»Was ist denn wieder in ihn gefahren?«, fragt meine Mutter, doch Walter wimmert nur Unverständliches, schaut auf seine Füße, schämt sich, und ich schäme mich mit ihm.

Von draußen ist Streit zu hören. Auch Wilhelm wird laut, und ich mache mir meinen Reim aus den Wortfetzen.

»Stimmt es?«, frage ich Walter erschüttert. Der weint und weint. »Hast du die Armbrust kaputtgemacht?«

Walter schaut mich an, als wäre er wieder der kleine Bub, der er vor kurzem noch gewesen ist. Plötzlich finde ich wieder zu mir, mein Herz beginnt zu pochen, und ich breite die Arme aus, drücke Walter an mich und erstickte sein Schluchzen an meiner Brust.

Grosi Marie

Mein Leben lang bin ich eine brave Frau gewesen, der Herrgott ist mein Zeuge. Wohl darum unterstellt er mich immer wieder seinen Prüfungen, denn er ist sich gewiss, dass nur *ich* sie bestehen kann. Ich beklage mich nicht, Gott, nein. Ich stehe krumm und geknickt wie eine vom Blitz getroffene Wettertanne, doch ich stehe. Ich löffle artig meinen Haferbrei, obwohl ich nur noch drei Zähne im Maul habe. Ich zweifle nicht an seiner Größe. Meistens. Auch ich habe meine schwachen Momente.

Dass er meine einzige Tochter wieder zu sich geholt hat, noch bevor ihr erster Winter vorbei gewesen ist, kann ich nur schwer akzeptieren, aber es wird seine Begründung haben. Der liebe Gott braucht schließlich auch seine kleinen Helfer. Aber dass er Peter genommen hat, meinen geliebten Sohn, mitten aus dem Leben, kann ich ihm nur schwer verzeihen. Seit Peter nicht mehr aus den Bergen zurückgekehrt ist, frage ich mich manchmal, ob an unserer Familie ein fürchterlicher Fluch hängt. Oder trägt Wilhelm eine Sündenlast auf den Schultern? Was nährt die Wut in ihm?

Ich stehe hinter ihm und sage ihm alle Schande, leere mich vollkommen aus, komme mir aber dabei wie ein altes Weib vor, das ich ja bin. Wie bin ich nur so schnell alt geworden? Wilhelm gibt zurück, brüllt, dass der Junge seine

Armbrust kaputtgemacht hat. Jesusmaria! Jetzt hat sich die blinde Wut, die in Wilhelm steckt, auf Walter übertragen! Ich kämpfe mit lautem Gekeife gegen die aufsteigende Verzweiflung, flehe Gott, den Allmächtigen, alle seine Apostel, die heilige Maria Mutter Gottes und sogar den heiligen St. Theodul an, denn was bleibt mir denn anderes übrig, als zu plärren?

Nun ja. Feuer in der Räucherammer machen, bevor das Fleisch verdirbt.

Aloisa

Marie kann einem mit ihrer Frömmigkeit auf den Geist gehen. Aber von irgendwoher muss sie die Zuversicht ja nehmen, in ihrem Fall von ganz oben. Und doch bin ich gern in ihrer Nähe, und mit ihr das Bett zu teilen stört mich nicht im Geringsten. Sie schnarcht nicht so laut wie Albert seinerzeit. Und ihr Sohn Peter, den man erst einmal zustande bringen muss, ist schließlich ein Prachtjunge gewesen. Hedwig ist so glücklich mit ihm gewesen, dass es mich angesteckt hat. Auch ich habe diesen aufrichtigen, anständigen, stets gutgelaunten Mann gernegehabt. Wäre er noch hier, hätten wir diese Probleme nicht, ganz sicher. Seit dem Tag, an dem er in den Bergen verschollen ist, klebt das Pech an uns wie Kuhdreck zwischen den Zehen. Hedwig leidet. Es geht ihr nicht gut. Ich mache mir Sorgen um sie.

Dass mit Wilhelm etwas nicht in Ordnung ist, ist mir leider zu spät bewusst geworden. An dem Kerl hängt das Unheil. Vielleicht hätte ich mit Hedwig fortgehen sollen, als Peter gestorben ist, hätte sie von diesem abgelegenen Hof wieder wegbringen sollen. Aber wohin denn? Wer hätte uns aufnehmen wollen – eine schwangere Frau mit ihrer schmerzgeplagten Mutter? Nein, es ist uns nichts anderes übriggeblieben, als bei den Tellen zu bleiben und so zu tun, als wäre es unsere Pflicht. Vielleicht hat Marie recht.

Der liebe Gott wird uns für unsere Strapazen reichlich belohnen. Irgendwann.

Und wer es glaubt, wird selig.

Grosi Marie

Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mit Wilhelm den Stall zu machen, denn Walter fürchtet sich vor seinem Vater. Aber wir sind spät dran. Draußen nachtet es schon. Wenigstens hält Karla still. Vielleicht spürt die Kuh, dass heute Abend mit Wilhelm nicht zu spaßen ist. Wir hätten sie schon längst abtun sollen, dieses Zappelbiest. Sie gebärt uns nur tote Kälber, die schlapp und reglos in die Welt flutschen, leblos am Boden liegen, obwohl alles an ihnen dran ist. Immerhin hat das letzte Kalb noch eine kleine Weile gelebt, hat völlig erschöpft am Boden gelegen, die Zunge aus dem Maul hängen lassen und zur Stalltür geschaut, wo das letzte Abendlicht rötlich geschimmert hat. Karla ist ganz aufgeregt gewesen, hat unterdrückt gemuht und ihr Kälblein von oben bis unten abgeleckt. Ein Stierkalb zwar, aber immerhin. Ich habe die Buben beauftragt, das Kalb mit Heu trockenzureiben und dann gut damit zuzudecken. Walter und Willi haben es mit solchem Eifer abgerieben, als gälte es, Feuer zu entfachen. Doch es hat sich geweigert, die Milch der Mutter zu trinken, und schon am nächsten Morgen ist es tot gewesen. Willi hat bitter geweint, und Karla ist ganz verrückt geworden, als Wilhelm ihr Kalb aus dem Stall geschleift und draußen an der Stallwand aufgehängt hat. Dass ich an jenem Abend gekochte Beinscheiben und

Zunge aufgetischt habe, ist für die Buben ein schwacher Trost gewesen.

»Ich kann das jetzt alleine«, brummt Wilhelm unter der Kuh hervor, also lasse ich ihn im Stall zurück, wasche mich am Brunnen und esse mit den andern zu Abend.

Wie schnell es dunkel wird. Der Winter steht vor der Tür.

Als wir uns schlafen legen, ist Wilhelm noch immer nicht aus dem Stall gekommen.

Hedwig

Er schleicht sich ins Haus wie ein Dieb. Als gehöre er gar nicht zu uns. Er wechselt mit Grosi Marie ein paar Worte, die also noch immer wach liegt, dann kommt er ins Zimmer, zieht sich aus und legt sich zu mir ins Bett. Sein Körper brennt, doch seine Haut ist kalt und feucht vom Brunnenwasser. Ich wende mich von ihm ab, rutsche ganz an den Bettrand, will ihn nicht berühren. Ich wünschte, er läge nicht bei mir. Dabei habe ich mich an ihn gewöhnt. Man gewöhnt sich an alles, wie ich festgestellt habe.

Als man mir die Nachricht überbracht hat, dass Peter an den Halden der Rimistöcke verschollen sei, habe ich mich ins Bett gelegt. Geweint habe ich nicht. Ich bin plötzlich todmüde gewesen, habe geglaubt, nie wieder die Kraft zu haben, auf meinen Füßen zu stehen. Unvorstellbar, dieses Bett mit einem anderen Mann zu teilen. Einem anderen als Peter. Noch einmal neu zu beginnen.

Der Appetit am Leben ist mir vergangen, und darum habe ich weder essen noch trinken wollen. Aber meine Mutter hat eine Vermutung gehabt, hat an meinem Bauch herumgedrückt und mich schließlich lange angesehen.

Dann erst habe ich geweint, aber es sind weder Tränen der Trauer gewesen, die ich für meinen geliebten Peter vergossen habe, noch Glückstränen darüber, wenigstens ein

klein wenig von ihm in mir zu tragen. Ich bin wütend gewesen, dieses Leben weiterhin leben zu müssen. Aber es hat keinen Ausweg gegeben. Also bin ich aus dem Bett geklettert, also habe ich wieder gegessen.

Wilhelm ist vor Peters Verschwinden nur selten auf dem Hof gewesen. Meistens hat er sich in den Felsen oder in den Wäldern rumgetrieben. Der Hof, die Kühe, die Rindviecher, die Hühner und die Ziegen und die Schweine, die wir damals noch gehabt haben, sind Peters Aufgabe gewesen. Vielleicht hat er auch nur in meiner Nähe sein wollen und darum das Bauernleben schätzen gelernt.

Aber manchmal hat er sich überreden lassen und Wilhelm auf die Jagd begleitet. Ich frage mich noch heute, welcher Teufel Wilhelm an jenem Tag bis in die Felsen geritten hat, wo doch der Winter schon hereingebrochen war. Wieso ist Peter mit ihm da hochgekraxelt? Wieso muss einer sterben, während ein anderer am Leben bleibt? Dass Wilhelm die Kälte ausgehalten hat, sich mitten in der Nacht sogar bis zur Gossalp hat schleppen können, gleicht einem Wunder. Kaum bei Kräften, hat er sich wieder davongemacht, hat da oben in den Felsen nach seinem Bruder gesucht, gesucht und gesucht, bis ihm Grosi Marie eines Morgens die Mistgabel in die Hand gedrückt hat. Auch ich habe mich aufgerafft und wieder angepackt, als wäre nichts geschehen, als wäre ich nie mit Peter gewesen. Als wäre ich nicht zum ersten Mal in meinem Leben schwanger gewesen.

Von da an ist Wilhelm auf dem Hof geblieben. Still-schweigend hat er die Aufgaben seines Bruders übernommen, ist in dessen viel zu große Fußstapfen getreten. Schließlich ist ihm gar nichts anderes übriggeblieben. Auf

die Jagd ist er nur noch selten gegangen. Und darum hat es mich kaum überrascht, als er sich bald darauf zu mir ins Bett gelegt hat. Ohne etwas zu sagen und auch ohne mich zu berühren. Ganz klein hat er sich gemacht. Ich habe es zugelassen, doch während dieser ersten Nacht kein Auge zugemacht.

Meine Mutter hat mir am nächsten Morgen einen unmissverständlichen Blick zugeworfen: Lass es zu! Und darum habe ich es zugelassen, schließlich haben wir ein Daheim gebraucht, schließlich hat mein Kind einen Vater gebraucht. Vater Taufer hat uns schleunigst vermählt, obwohl sich mein Bauch kaum noch hat verbergen lassen. Am Tag unserer Hochzeit haben keine Glocken geläutet, und den stechenden Blick der Pfrundsfrau werde ich nie vergessen. Als ich bald darauf Walter geboren habe, sind auch die Leute im Dorf gewillt gewesen, über meine verdächtig kurze Schwangerschaft hinwegzusehen. Eigentlich hat es mich verwundert, dass niemand Einspruch erhoben hat.

Jetzt liegt er neben mir und ist auch schon eingeschlafen, schließlich hat er einem Bären bis fast nach Italien nachgejagt.

Oder ist es ihm gar nicht um den Bären gegangen?

Vielleicht hat er nur einen Grund gebraucht, um in die Felsen zu klettern, dahin, wo er seinen Bruder verloren hat.

Vielleicht sucht er ihn noch immer.